weder die Geschichte, noch die Gesetze, von denen der Wohlstand einer Nation abhängt. Ein Volk, welches die religiös-sittliche Kraft eingebüßt hat, verfällt einer unwiderstehlichen Begierde nach sinnlichem Genuß. Die Sucht nach möglichst hohem und möglichst raschem Gewinn räumt mit jeder Gewissenhaftigkeit, mit jedem Verantwortungsgefühl, mit jeder opferfreudigen Liebe zu den Mitmenschen auf. Krisis folgt auf Krisis, ein Streik löst den andern ab, immer steigende Verarmung bei immer steigender Vergeudung, bei den Reichen im Luxus, bei den Armen in niedrigen Genüssen, bis die allgemeine Not das ganze Leben vergiftet und die Bevölkerung zerstört. Das war das Ende und der Ausgang der Kulturvölker des Altertums. Welches wird das Ende unseres Volkes sein, wenn es nicht zu höheren Gesichtspunkten zurückkehrt und von den Geboten Gottes sich wieder beraten läßt?

Wohltätigkeitssinn in unserem Leserkreise.

Aus Berlin erhalten wir folgende Zuschrift:

„In dem von Ihnen redigierten und von allen mir Bekannten so gern gelesenen Sonntagsblättchen las ich am 5. November den Abschnitt über den „Bonifatiusverein." Da ich nun selbst in der Diaspora als Franziskanerbruder im Kath. Knaben-Waisenhaus in der Großstadt Berlin tätig bin, und die große Not aus eigner Erfahrung kenne, freut es einen immer, wenn von irgend jemanden eine Anregung zur Unterstützung derselben gegeben wird.

Von meinem Obern nach dessen Heimat, Bütrigen b. Neuß geschickt, um für unsere 250 Waisenknaben Gemüse zu kollektieren, habe ich nach vollbrachter Arbeit eine Wallfahrt zur lieben Gottesmutter gemacht zum Dank für die so glänzend ausgefallene Kollekte — ein ganzer Waggon Gemüse wurde gesammelt — und auch für die Wohltäter zu beten.

Auf der Heimfahrt von Kevelaer erzählte ich den Mitfahrenden von der Not unserer Waisenkinder in Berlin. Mir gegenüber saß ein Fräulein und hörte der Erzählung ruhig zu. Als ich in Neuß aussteigen wollte, drückte sie mir eine größere Summe Geld in die Hand und gab mir außerdem noch einen Karton mit Pralines mit dem Bemerken: „So, Herr Pater, hier haben Sie etwas für Ihre Waisenkinder." So weit der Brief.

Ich weiß nicht, ob die Hergabe der Tüte Pralines mit den Zuckermäuschen nicht in diesem Falle ein größeres Opfer war, als eine Hand voll Geldscheine, deren die jungen Mädchen ja heutzutage eine große Zahl offen in ihren Täschchen tragen. Aber beides war schön. Was mich aber besonders an dieser Mitteilung freute, war die reiche Ernte, die der Franziskanerbruder Januarius in der Bütriger Gegend gemacht. Ein Waggon Gemüse ist doch schon allerhand.

Es ist das übrigens eine Erfahrung, welche die für arme caritative Anstalten sammelnden Brüder und Schwestern zu ihrer Freude in diesem Jahre und zwar überall wieder besonders gemacht haben. Von allen Seiten höre ich das Lob der Landleute im Kreise Neuß und Grevenbroich verkünden.

Es wird heute so viel geklagt und raisonniert über die Hartherzigkeit und die Geldgier der Bauern. Sehr oft mit Unrecht. Gewiß gibt es solche, die ein härteres Herz haben, als die Scholle ist, die sie bearbeiten. Wer aber wie wir, die Neußer und die Gilbacher Gegend kennt, der weiß auch, daß dort viele wohltätige Leute wohnen, die immer eine offene Hand zum Geben an Bedürftige haben, wie andere, und nicht zum wenigsten in der Stadt Wohnende vielfach eine offene Hand zu überflüssigen Genüssen in Speise und Trank besitzen. In den reichen Türern müssen die Branntweinschenken vielfach wegen Mangel an Zuspruch schließen. Ob das auch in den armen Städten der Fall ist?!

Wir persönlich haben uns überdies bei unseren Lesern, denen der hochwürdigste Herr Weihbischof von Paderborn, v. Haehling, der die Gaben im Sonntagsblättchen liest, als opferfreudigen Freunden des Bonifatiusvereins neulich noch in einem Briefe an uns ein besonderes Lob gespendet, noch ganz herzlich zu bedanken für all die vielen und reichen Gaben für die Diaspora und die Brockensammlung, mit denen man uns bis heute noch immer beglückt. Gerade, wo wir dieses schreiben, kommt die letzte Nummer des Sonntagsblättchens mit den reichen Gaben für den Bonifatiusverein, 150 Mark in verschiedenen Silberstücken, also 70 500 Mark für die Brockensammlung und nun erst die reichen Gaben in Nr. 48 und 49! Es lebe unser Sonntagsblättchen und sein ganzer Leserkreis, der Bonifatiusverein und der Theologenpfennig!

Das Lächeln des neugeborenen Königs.

Endlich hatte die Sonne den dichten Nebel besiegt. Es war nur eine matte Dezembersonne, doch die Stadt Manchester sah unter ihren Strahlen nicht mehr ganz so düster aus. Die hohen Häuser, die kahlen Bäume und die engen Straßen, alles machte einen freundlicheren Eindruck. Die Menschen atmeten auf, da sie nach so manchen Tagen wieder ein Stück vom blauen Himmel sahen. Wohl niemand in der großen Stadt begrüßte die Sonne freudiger als Lionel Grant, ein junger Maler. Tag für Tag hatte er vergebens die Staffelei in seinem kleinen Atelier von einem Fenster an das andere geschoben, aber nirgends genügendes Licht gefunden. Und doch mußte sein Bild vor Weihnachten fertig sein! Lionel war ein geborener Künstler. Er hatte sein Talent von einem begabten Vater ererbt, der keinen Erfolg gehabt und arm gestorben war. Malen hieß für Lionel die Empfindungen seiner Seele zum Ausdruck bringen. Doch jetzt zwang ihn die Not nur für Geld zu arbeiten.

Eine blinde Mutter und seine kleine Schwester Minnie waren auf ihn angewiesen. Um nur das Nötigste zu haben, hatten sie schon Schulden gemacht.

„Wir schulden noch die Miete, lieber Junge," sagte Mrs. Grant eines Tages.

„Ja, Mutter und wir haben verkauft, was wir konnten, warf Minnie ein, das zwölfjährige Kind.

„Nur nicht das Bild eures Vaters, von dem ich mich nicht trennen möchte," ergänzte die Mutter.

„Ich freue mich denken zu dürfen, daß es da ist, obschon ich es nicht sehen kann. Das Andere, fürchte ich, können wir nie einlösen."

„Aber Mutter," sagte Lionel, „du vergißt mein Bild. Wenn ich es zur Zeit fertig habe, werde ich Geld erhalten. Aenderte sich nur das Wetter! Bin ich am Weihnachtsabend nicht fertig, so will Mr. Harrison es nicht annehmen. Und Mutter, ich hoffe, wenn es ihm gefällt, werde ich noch mehr Aufträge erhalten."

„Was ist Harrison für ein Mann?" fragte Minnie.

„O, er kennt nichts von Gemälden, aber er ist sehr reich."

Und so war es auch. Mr. Harrison hatte bei einem Wiederhändler von Lionel gehört und ihm den Auftrag gegeben, das Innere seines Salons zu malen. Das Bild mußte am Weihnachtsabend fertig sein und abgeliefert werden.

Wäre das Geld nicht gewesen, Lionel hätte die Arbeit nicht angenommen. Der Salon war nach dem Geschmack von Mr. und Mrs. Harrison möbliert und man brauchte kein Künstler zu sein, um ihn nicht schön zu finden.

Bald nach der erwähnten Unterhaltung änderte sich das Wetter und Lionel arbeitete fleißig in seiner kalten Kammer. Am Tage vor Weihnachten war das Bild so weit, daß er es abliefern konnte. Da Mr. Harrison dasselbe selbst einnehmen wollte, brauchte Lionel nur die Leinwand zu bringen.

Minnie hatte das Bild wieder und wieder besehen, für sie war es schön und sie beschrieb es ihrer Mutter, die sich sehr über den Erfolg ihres Sohnes freute. Sie glaubte an sein Talent, wie sie an dasjenige seines Vaters geglaubt hatte. Doch sie bezweifelte, daß er viel Geld damit verdienen würde.

Minnie und Lionel waren treue Geschwister und Minnie war sicher, in all ihren Haushaltungssorgen Trost und Teilnahme bei ihrem Bruder zu finden. Oft rächteten die Beiden es ein, daß die Mutter besseres Essen hatte, während sie trockenes Brot aßen und auch davon nicht immer genug. Da Mrs. Grant blind war, bemerkte sie nichts und hatte keinen Verdacht. Sie sagte nur immer, daß Minnie eine wundervoll gute Haushälterin sei, und das war sie in der Tat.

Im letzten Sommer war eine neue Prüfung gekommen. Minnie hatte sich ernstlich erkältet und ihr Husten wollte nicht weichen. Lionel war mit ihr zum Arzt gegangen und der hatte gesagt, sie müsse stärkendes Essen und kräftige Weine nehmen und sich vor Kälte hüten. Da sie nach Haus gingen, legte Minnie ihre kleine Hand in die ihres Bruders und suchte ihn zu trösten, daß ihr Husten nichts zu bedeuten habe. Der arme Maler weinte fast: ihm war das Herz so schwer, da er an die blinde Mutter und nun auch noch kranke Schwester dachte, welche beide seine Hilfe so nötig hatten.

Dann kam der Auftrag Mr. Harrisons und man kann begreifen, wie froh Lionel war, da er sein Bild vollendet hatte. Während er es in Minnies Gegenwart aufrollte, dachte er nur daran, was er alles für sie und die Mutter kaufen wollte. Er wollte die Miete bezahlen und der Mutter Trauring einlösen, der schon so lange versetzt war.

Schon stellte er sich vor, wie er ihr denselben still an den Finger stecken würde, schon meinte er, die Tränen zu fühlen, die aus den blinden Augen auf seine Hand fielen und hörte die lieben, frohen Worte der Mutter. Er sah schon, wie Minnie kräftiger wurde und sich ganz erholte durch die nahrhaften Sachen, die er ihr gebracht.

Froh ging er hinaus; er trug sein Gemälde unter dem Arm und erreichte bald den Viktoria-Park. Hier wohnte Mr. Harrison in einem der größten Häuser.

„Der Herr ist beim Diner; Sie müssen das Paket zurücklassen," sagte der Diener. Lionel erklärte, das ginge nicht. Der Diener, der ein gutes Herz hatte, sah den angstvollen Blick und ließ ihn warten. Nach einer Weile erschien Mr. Harrison.

„Ah! das Bild, denke ich. Lassen Sie sehen! Ich setze voraus, Sie wünschen Geld und dachte schon, Sie wären es. Darum habe ich mich vorgesehen," sagte er hochtrabend, klimperte mit Geld in der Tasche und nahm einige Banknoten heraus. „Da ist alles abgezählt, ich bin ein Geschäftsmann und liebe Ordnung."

„Ja Herr," sagte Lionel und rollte sein Paket auf, während Mr. Harrison das Geld auf den Tisch legte.

„Es scheint alles richtig. Sie zeichneten hier und kamen mehrmals der Farben wegen."

„Ja Herr, ich war sehr sorglich," sagte Lionel, den es schmerzte, so von seiner Arbeit sprechen zu hören.

„Ja, ich sehe: die Statue der jungen Frau in der Ecke ist ungewöhnlich gut geworden. Doch wo ist die Katze?"

„Welche Katze, Herr?" fragte Lionel erstaunt.

„Wie, ich sagte Ihnen doch, daß die Katze gemalt werden müsse, wie sie am Feuer sitzt. Meine Frau wünschte es nicht, doch ich bestand darauf."

„Ich weiß nicht, o ja, jetzt erinnere ich mich. Es tut mir sehr leid, doch ich vergaß es. Ich hoffe, es ist nicht sehr schlimm," sagte Lionel. Sein Mut sank. Er wußte selbst nicht, warum.

„Schlimm? Gewiß ist es schlimm. Wenn ich einen Auftrag gebe, bestehe ich auf seiner Ausführung. Ich nehme das Bild nicht an. Nehmen Sie es wieder mit und bedenken Sie, daß man mit Unachtsamkeit nicht weit kommt."

Theologenpfennig.

Aus Köln-Lindenthal 10 000 Mark.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Juntersdorf bei Cöln.

Nr. 50. Sonntag, 10. Dezember. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 10. Dezember: Melchiades.
Montag, den 11. Dezember: Damasus.
Dienstag, den 12. Dezember: Maxentius.
Mittwoch, den 13. Dezember: Lucia.
Donnerstag, den 14. Dezember: Nikasius.
Freitag, den 15. Dezember: Eusebius.
Samstag, den 16. Dezember: Adelheid.

Sonntagslesung.

„Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?" In diesen Worten liegt der Charakter jener Zeit ausgesprochen: es war die Zeit der Erwartung. Bei dem großen Elende, das auf der sündigen, fluchbeladenen Welt lag, konnte es nicht anders sein, als daß ein Sehnen nach Erlösung in der Menschheit erwachte, daß ein Hilferufen aus der Tiefe immer lauter zum Himmel stieg. Haben wir denn in unser so schrecklich traurigen Zeit nicht auch Grund, sehnsüchtig des Erlösers zu harren? Haben wir nicht Grund zu beten: „Komm, du Friedenskönig, und leite die Herzen der Starken zur Gerechtigkeit und Liebe! Komm, heilige die Familie, laß Mann und Frau in Liebe miteinander verbunden bleiben, die Kinder den Gehorsam üben, bei den Dienstboten Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit herrschen! Komm und nimm den Menschen die Verkehrtheit des Willens, den Stolz und die Habgier! Die Leiden drücken uns schwer, wir bedürfen der Kraft und des Trostes, der Geduld und des Vertrauens, der Demut und Ergebung. Komm, damit wir nicht erliegen auf dem Leidenswege, sondern Verdienst schöpfen aus dem uns auferlegten Kreuze! Die Mahnung des Engels an Elias soll auch unsere Herzensstimmung im Advent sein: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt, denn der dich behütet, schläft nicht!"

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXXVI.

Bildung der Phantasie.

Wir treten heute in die Erörterung der großen Vorteile ein, welche die Phantasie dem Menschen für sich und für die menschliche Gesellschaft bietet. Ein Spruch der Philosophie heißt: „omnis cognitio incipit a sensu, alle Erkenntnis beginnt mit den Sinnen."

Die sinnliche Wahrnehmung, wie sie, zumal mit dem Auge und dem Ohre, gemacht wird, vermittelt der Phantasie die Vorstellungen, die der Verstand zu rein geistigen Bildern umzuformen vermag und so zur Erkenntnis allgemein gültiger Wahrheiten kommt.

Diesem Zusammenhang ist es zuzuschreiben, daß der Verstand, nachdem er einmal durch Abstreifung der sinnlichen Hülle, in der ihm die Phantasie die Vorstellungen darbot, sich rein geistige Begriffe gebildet hat, an der Hand dieser sich ihm bietenden Phantasiebilder nach neuen, rein geistigen Begriffen und Wahrheiten auf die Suche geht.

Ja, erst durch die Phantasievorstellung, die dem Verstande auch die sinnliche Seite der Wahrheit zeigt, geht der Mensch in seiner Weise in den vollständigen und umfassenden Gehalt seines Erkennens ein und wird dadurch vollständig befriedigt. Und diese Befriedigung wird ihm dann ein Antrieb zu neuem Suchen und Forschen. So bereichert die Phantasie also wirklich den Geist, den Verstand.

Ebenso wohltuend und anregend wirkt die Phantasie auf den Willen. Der Wille soll für das Gute, Edle und Schöne gewonnen werden. Nun ist es gerade die Phantasie, die die Aufgabe und auch die Kraft hat, das Wahre, Schöne und Gute in gewinnende und bezaubernde Bilder zu hüllen. Je mehr sie das vermag und dadurch das Gefühl zu erregen versteht, um so mehr wird durch die Gewalt der Gefühle der Wille zur Zustimmung gedrängt.

So werden die Vorstellungen der Phantasie für den Willen Beweggründe, die ihn, unterstützt durch die Nachhülfe des Gefühls, gleichsam gefangen nehmen. Es kann darum niemanden entgehen, welch mächtige Hilfe der Wille an der Macht der Gefühle hat, ja ihrem Drängen und Stürmen wird er unter gewöhnlichen Umständen kaum widerstehen. Da aber die Gefühle sich im Reich der Phantasie bewegen und von ihr ihre Nahrung bekommen, so ergibt sich klar, welchen Einfluß die Phantasie mittelbar auf den Willen hat.

Wie sehr der Wille durch die Phantasie Hilfe zu guten Entschlüssen der Lebensbesserung und der Tugend findet, sehen wir klar und deutlich bei einer Volksmission. Je mehr die Missionare es verstehen, die ewigen Wahrheiten in erschütternden, ergreifenden und entzückenden Bildern durch ihre Beredsamkeit den Leuten, wie man zu sagen pflegt, ans Herz zu legen, um so größer ist die Wirkung der Mission.

Das schauerliche Gemälde, das sie den Gläubigen von Tod, Gericht, Hölle, Leiden Christi, und das schöne und liebliche, das sie von Himmel, Gottes Liebe und Barmherzigkeit, vom Altarssakrament und von der Macht der Fürbitte Mariens entwerfen, das regt zunächst das Gefühlsleben an, bringt Affekte und durch diese kräftige Willensentschlüsse hervor.

Dadurch erklärt sich auch, abgesehen von der Gnade, die Einwirkung des Gebetes und der Betrachtung auf unser Seelenleben. Man braucht der Seele nur die Richtung zu den übernatürlichen und geistigen Dingen zu geben, so macht die Phantasie auch dort ihre wohltätige Wirkung geltend.

Ist nämlich die Phantasie des Menschen einmal geistlich und religiös gestimmt, dann weiß sie sich durch ihre lebhaften und schönen Bilder von göttlichen Dingen unermeßlichen Nutzen und namhafte Förderung im geistlichen Leben zu schaffen.

An der Hand der lieblichen und erhebenden Bilder der Phantasie wird auch unser sinnlicher Vorstellungskreis bei Gott und im Himmel heimisch, so daß wir leichter die niedrigen Einwirkungen der Außenwelt überwinden und zu einem leichten, innigen und herzlichen Gebet mit Gott erschwingen können. Edle himmlische Vorstellungen werden mit der Hilfe Gottes und Kraft der Uebungen dem frommen Menschen allmählich ebenso geläufig, wie die natürlichen Vorstellungen.

Auf diese Weise wird die Phantasie, dieser leichtsinnige und nichts weniger als fromme Welt- und Naturvogel, wirklich fromm und geistig, erreicht damit ihr höchstes Ziel und leistet den höchsten Dienst der Ehrung Gottes.

Auf den Spuren barmherziger Liebe.

Jeden Montagmorgen bringt uns die Elektrische zu einer Pflichterfüllung in einen entlegenen Teil der Stadt. Der Weg führt über eine von Fußgängern und Fuhrwerken belebte Straße.

An einer Stelle derselben tritt die bebaute Häuserzeile etwas nach links zurück. Dort liegt ein etwa 10 Meter breites unansehnliches, die flache, glatte Frontmauer mit Mörtel einfach beworfenes Gebäude. Ueber der braun gestrichenen Türe, deren Schellenzug in einem Kreuze endet, erhebt sich ein Muttergottesbild und deutet an: hier müssen wohl fromme Leute wohnen. Und wirklich, auch dem Fremden, dem Nicht- oder Neukölner, der das an eine Kirche sich anlehnende Haus nicht kennt, wird in diesem Augenblick klar, es werde wohl ein Kloster sein, denn eben, es ist gegen ½9 Uhr, treten aus der Pforte vier, fünf Franziskanerinnen, die nach allen Windrichtungen auseinandergehen.

So eine Franziskanerin ist bei den Kölnern eine beliebte Persönlichkeit und angenehme Erscheinung. Sie trägt ein Ordensgewand, das, allein vom aesthetischen Standpunkte betrachtet, wegen seiner Einfachheit und Unauffälligkeit in Schnitt und Farbe zu den gefälligsten gehört, die wir kennen. Das sackartige braune Gewand wird durch einen weißen Gürtelstrick zusammengehalten, eine schwarze in zwei Zipfeln schleierartig über das Hinterhaupt auf den Rücken fallende Kaschmirkopfhülle, die vorn einen Zoll hervorsteht und so für das neugierige Auge eine schützende Mauer bildet und den Eindruck der Bescheidenheit und Eingezogenheit macht, umrahmt, eng anschließend das Gesicht und gibt ihm etwas Kindliches. Ein einfacher Mantel, unter dem man große schwarze Taschen tragen und verbergen kann, fällt von den Schultern. Mit einem Haken befestigt, braucht die Schwester nur diesen loszukrempen, den Mantel auf einen Stuhl zu legen und sofort steht sie am Krankenbette und in der Armenstube, zu jeder Handhabe und Hülfeleistung bereit. Lüftet der Wind den Mantel ein wenig, so leuchtet einem von dem Skapulier ein auf demselben gesticktes hellrotes Kreuz mit einem aus schwarzen Fäden zusammengeschlungenen Dornenkranz leuchtend entgegen als ein Zeichen, daß unter diesem Kreuz ein Herz voll inniger und opferfreudiger Liebe zu Gott und den Mitmenschen schlagen soll.

Interessant wäre es, dachte ich eben bei der Vorüberfahrt, den fünf Schwestern einmal nachgehen und mit ihnen die Häuser und die Stuben besuchen zu können, zu denen sie ihre Schritte lenken, vorerst aber auch einmal den Mantel zurückschlagen zu dürfen, um zu sehen, was sie in den großen Taschen haben. Rosen wohl keine, wie der Gemahl der hl. Elisabeth sie in deren Schoße fand, aber Brot, Gemüse, Hemdchen, Strümpfe, auch wohl ein Stück Fleisch oder gar eine Flasche Wein. Und wo gehen sie damit hin? In die Häuser der Armen, der Kranken, dorthin, wo alte Leute, Witwen, Waisen, Mütter mit vielen Kindern wohnen.

Vor kurzem hatten wir in Köln den schönen Caritastag. Welche Freude war es, da zu hören, was der Caritasverband in den 25 Jahren seines Bestehens in Deutschland alles zuwege gebracht, wie viel Vereine sich gebildet, wie viel Gruppen von Frauen und Jungfrauen sich zusammengetan, um in irgend einer Weise den verschiedensten Caritaszwecken zu dienen.

Ueber die eigentliche Tätigkeit dieser guten Franziskanerinnen aber gibt es keine Statistik und kann es keine geben. Denn das persönliche Moment der Liebe gehört zu den sogenannten Imponderabilien der Caritas. Es ist ein Moment, das man nicht wägen, nicht messen, nicht registrieren kann.

Man kann wohl den Pulsschlag und den Blutdruck messen, weil er beim gesunden Menschen in gegebenen und erfahrungsmäßig erkannten Verhältnissen sich nach bekannten Regeln bewegt. Aber der Pulsschlag der Liebe, wie er vom Herzen einer solchen armen Franziskanerin in Bewegung gesetzt wird, ist etwas so Persönliches, so bestimmt von der Wärme der Gottesliebe und dem Mitleidsgefühl der einzelnen Schwester, von den so verschiedenen Bedürfnissen, die sich aus der tausendfach verschiedenen Notlage ergeben, daß hier bei dieser caritativen Tätigkeit eine Bewegung vorliegt, die ebenso unkontrollierbar ist, wie das Meer mit seiner Ebbe und Flut, seinen Wellen und seinem Wogen.

Für den denkenden Menschen ist es etwas ungemein Rührendes, an diese Schar in Stadt und Land daherwandernden barmherzigen Schwestern zu denken, die in ihren Armen-, Kranken- und Zufluchtshäusern, welche wie eine Milchstraße rettender und erbarmender Liebe über den nächtlichen Himmel unseres armen und kranken, verwahrlosten und verwaisten, gebundenen und irren Vaterlandes leuchten, ihr Leben für andere verzehren, in ihrer selbstlosen, opferfreudigen Tätigkeit zu beobachten.

Diese armen Franziskanerinnen und mit ihnen alle die anderen, den nämlichen Beruf mit ihnen teilenden Ordensschwestern sind wie durch die Welt sich bewegende helleuchtende Lichtfunken, die aber um so mehr das Dunkel des Hasses, der Lieblosigkeit, der Selbstsucht, der Genußsucht verstärken, das auf unserer modernen Zeit mit einem unheimlichen Düster lagert.

Welch ein beneidenswerter Beruf, welch eine Wohltat für die Menschheit sind diese klösterlichen Genossenschaften! Wie schön für eine Menschenseele, sich ganz als eine Gottbetraute, eine von der Vorsehung Erwählte in dem heiligen Amte der den Dürftigen dienenden Liebe zu betrachten, allen Besitz, den man hat, und alle Gaben, die man bekommt, nur als solchen Auftrag und als solches Amt anzusehen, die der armen leidenden Menschheit nützen müssen, wie die Kerze, die leuchtend und Kummernächte erhellend, sich selbst verzehrt. Wie oftmals habe ich schon gedacht, wenn du ein Mädchen wärst, du ließest dich einreihen in dieses uralte und doch immer wieder ganz neue Kriegsheer Christi, unter das Banner des Siegesherrschers, der in der Liebe zu den Brüdern sein Leben in den Tod dahingegeben.

Gerade die barmherzigen Schwestern sind ein Geschlecht der Liebe, wie wir es auch gerade in unserer Zeit als Beispiel so gut gebrauchen können für ein der Hab-, der Ehr- und Genußsucht verfallenes Volk.

Nicht lange, dann ist die heutige Generation ins Grab gesunken. Wohl den Familien, dem deutschen Vaterlande und der Welt, wenn auch unsere Selbstsucht mit uns begraben würde. Wahrlich, wenn wir selbst mehr Entsagung und mehr Liebe übten und lernten, wir dürften hoffen, glücklichere Kinder und glücklichere Enkel zu sehen.

In den guten Franziskanerinnen sehen wir jeden Tag die Liebe und das Opfer durch die Straßen schreiten. Das ist ihr Beruf, aber nicht der ihrige allein, sondern unser aller Beruf.

Liebe und Opfer bilden eben auch die Mittel der Erlösung aus unserem schrecklichen gegenwärtigen Elende. Aber nur in der Liebe zu Gott wurzelt die Kraft des Opfers, zu dem die barmherzigen Schwestern sich freudig verstehen, und nur diese Kraft, des Opfers und der selbstlosen Liebe, die aus dem Glauben kommt, vermag hienieden das Geschick zu zermalmen, welches sonst uns selbst zermalmt.

Auf vielen Straßen mußt du geh'n — Von morgens früh bis abends spät — An manchen Pforten mußt du steh'n — Wie nur um Brot ein Armer fleht — Du weißt aus, was liebe Hand — In deine Hand hineingelegt — Und weil die Liebe dich gesandt — Dein Fuß auch gern die Müh' verträgt — Beladen gehst du aus und ein — Trägst Gaben unter'm Mantel jetzt — Doch weißt du auch, ein Engelein — Den Fuß in deine Spuren setzt — Und wenn du ausgewandert bist — Zu End' ist deine Lebenszeit — Dann droben dir bereitet ist — Des Himmels Glück und Seligkeit — Weil du die Armut lieb gehabt, — Für dich gewesen wünschelos — Womit die Liebe dich begabt — Das legtest Armen in den Schoß. — Drum wird auch Gottes ein'ger Sohn — Dem du gefolgt in Liebe nun — Für immer dann dein schönster Lohn — Durch alle Ewigkeiten sein.

Die Versuchung.

Ein Brief Sailers an einen Jüngling.

Mein lieber Freund! Dein Bekenntnis hat Dich meinem Herzen nur noch teurer gemacht. Denn das macht liebenswürdig vor Gott und den Menschen, die volle Aufrichtigkeit. In dieser Versuchung hat Gott Dich in eine ernste Schule genommen.

Als Jüngling mit vielen Kenntnissen schwebst Du leicht in einer Idealwelt. Jetzt bist Du in das wahre Wesen des Menschen hineinversetzt und Deine ganze Armseligkeit kommt Dir ganz zum Bewußtsein. Wir haben den Feind der ungeordneten Begierlichkeit in uns, dabei so viel Unerfahrenheit, und neben alledem ist das Menschenherz so unergründlich, die Zukunft so dunkel, das Wissen so gering, die Gebrechlichkeit so groß, die Gefahr so nahe, der Sieg so ungewiß, die Niederlage von unendlichen Folgen, die Eigenliebe so tückisch und unbezwingbar.

Hier hilft nur Beten, Wachen und Kämpfen. Der Mensch weiß nicht, was in ihm brütet und er will wissen, was außer ihm und über ihm und vor ihm und nach ihm ist und sein wird?!

Verstehe mich recht; die Versuchung, die Dich jetzt fesselt und rüttelt, soll Dir Lehrmeisterin werden. Sie wird, wenn Du meinen Rat befolgst. Dich mehr lehren als alle Bücher und Weisen vermögen, wird Dich anschaulich erkennen lassen, daß, wenn auch der Geist willig, doch das Fleisch so schwach, die Gnade so unentbehrlich, das bloße Wissen so kraftlos, das Rennen und Laufen des Menschen so unbehülflich, die besten Vorsätze so lahm und brüchig, die Zahl der Täuschungen übergroß und das Leben des Menschen ein rechter Taumel sei. Ich kenne Deinen guten Willen, Dein edles Streben. Jetzt hat die Stunde geschlagen, die Dich zur Anschauung der wichtigsten Wahrheiten bringen wird. Denn die gediegensten Kenntnisse die hellsten Einsichten, die herrlichsten Ideale werden nicht im Stande sein, auch die kleinste aller Versuchungen der Fleischeslust zu überwinden, wenn Du nicht, an Gott angeklammert, siegen lernst durch den, von dem allein das wahre Heil kommt. Das wird Dir die kommende Zeit entweder durch Siege oder durch Niederlagen klar vor die Augen führen.

Bis dahin mache ich Dich aufmerksam auf etwas, was Du jetzt schon üben mußt:

1. Markte d. h. verhandele nicht mit dieser deiner Neigung, denn sie ist stärker als wir, wenn wir ihr Linien vorschreiben wollen. Das Feuer läßt nicht mit sich verhandeln, man muß es löschen.

2. Traue Deiner Tugend nicht und schone fremde Tugend. Denn Du bist schwächer, als Du glaubst, und die fremde Unschuld, die Du schützen und retten willst, ist wankender, als Du und sie glauben können.

3. Wenn du auch, nach innerlichen Kämpfen, von der Niederlage des Körpers, d. h. der Fleischeslust im eigentlichen Sinne, frei bleiben solltest, so kannst du doch die Niederlage des Geistes nicht hindern, außer Du machst Dich ganz von dem Bande los.

Der Spruch: „Aus den Augen, aus dem Sinn" ist nicht immer wahr. Auch in der Abwesenheit der Person, die einen verführerischen Reiz auf Dich ausgeübt hat, kann die Phantasie mit den gefährlichsten Bildern sich füllen. Und von diesen Bildern geht ein Einfluß auf die Nerven aus, die durch sich allein, ohne Umgang mit dem Gegenstande der Lust, Dich an Leib und Seele verunreinigen können. Und wenn das eintritt, bist Du nur zu bald ein Sklave der verbotenen Lust.

Dieser Abgrund ist schon für Dich bereitet, wenn Du noch lange am Rande spielst, und wenn jetzt auch Deine Unschuld sich noch so sicher wähnen sollte — schnell kommt der Augenblick, der Dich über die zweideutige Grenze der Sinnlichkeit hinüberwirft.

4. Wenn Du Dich zu schwach fühlst, dieses Opfer Deiner und der fremden Unschuld zu bringen, d. h. das Band ganz abzuschneiden, so verlasse sobald als möglich, Deinen Standort, Deine Stelle. Die größten Helden müssen manchmal durch den Rückzug siegen, sonst werden sie vom Feinde eingeschlossen und aufgerieben. Also entweder!, oder! Entweder hebe den ganzen Verkehr auf oder geh!

5. Keine Neigung läßt sich weniger verbergen als diese; und keine, wenn sie bekannt geworden, nimmt Dir, in Deiner Stellung, so ganz den guten Namen, wie diese. Also ein Antrieb mehr für Dich, mit der Neigung nicht zu spielen.

6. Die Beispiele der edelsten Jünglinge, die auf diesem Wege zuerst die Ruhe des Herzens, dann die Unschuld, dann den Glauben und zuletzt noch die Gesundheit verloren, nachdem sie der Neigung alles, ja alles geopfert hatten, schweben mir so lebhaft vor Augen, daß ich Dich beschwöre, die Flamme zu zertreten, ehe sie Dich versengt!

Das Waldvögelein.

Es war ein frommer Ordensmann — Gar treu in allen Dingen — Der Mutter Gottes zugetan — Im Beten und im Singen — In aller Rede fort und fort — War stets sein erst' und letztes Wort: Maria, sei gegrüßt!

Gar lieb war ihm ein Vöglein — Das jüngst ihm zugeflogen — Und er im kleinen Körbelein — Gelehrt und auferzogen — Und lieblich sang es früh und spat — Wie es von ihm gehöret hat: Maria, sei gegrüßt!

Nun war das kleine Körbelein — Baufällig und zerbrochen — Da ist das gelbe Vögelein — Gar schnell hinausgekrochen — Und als es in die Freiheit kam — Fing fröhlich es zu singen an: Maria, sei gegrüßt!

Der fromme Mann dem Vöglein — Ist lange nachgegangen — Und hielt ihm dar das Körbelein — Es wieder einzufangen — Doch hies von Baum zu Baum sich schwang — Und immer froh sein Liedchen sang: Maria, sei gegrüßt!

Das Vöglein einst auf dürrem Zweig — Sich wollt' sein Nestlein bauen — Da stürzt auf es ein Geier gleich — Trägt's fort in seinen Klauen — Da schrie das kleine Vögelein — Wohl in den höchsten Nöten sein: Maria, sei gegrüßt!

Da kam ein Blitz in höchster Not — Aus hellem Himmel nieder — Und schlug den bösen Geier tot — Frei flog das Vöglein wieder — Und zu Marias Ehren sang — Das Vöglein mit noch hell'rem Klang: Maria, sei gegrüßt!

Der fromme Mann im Garten stand — Sah zu mit Angst und Bangen — Frisch und gesund ihm auf die Hand — Flog's Vöglein, ließ sich fangen — Heim trug er's in dem Körbelein — Und sang mit seinem Vögelein: Maria, sei gegrüßt!

Hat nun, o liebste Mutter mein — Bei dir so viel erworben — Ein unvernünftig Vögelein — Daß es nicht blos gestorben — Wirst du mich auch verlassen nicht — Der dich verehrt und herzlich spricht: Maria, sei gegrüßt!

So will ich, liebste Mutter mein — Dich grüßen mit Vertrauen — Daß du mich allen Feinden mein — Mög'st reißen aus den Klauen — So sing ich dir im Tränental — Noch hundertmal und tausendmal: Maria, sei gegrüßt!

Armut.

Man spricht heute so viel von Armut. Und sie ist wahrlich groß. Und zwar überall, in allen Kreisen. Ja, man kann sagen: Die ganze Welt ist arm. Aber wie unter den Blinden der Einäugige König ist, so hat auch unter der allgemeinen Not die Armut selbst wieder besondere Heimstätten.

Aber wo ist sie denn heute zumeist zu finden? Wohl nicht mehr fast ausnahmslos bei den Kreisen, wenigstens nicht in dem Maße, in denen das früher der Fall war. Vielfach nannte man die arbeitende Klasse, und sie tat das ja auch selbst, Proletarier, und bei diesen suchte und fand man den Pauperismus, die Armut, das Elend, die Not. Das hat sich nun heute geändert. Wer arbeiten kann, verdient heute Geld, und zwar viel Geld. Ob genug bei den hohen Lebensmittelpreisen, die Frage wollen und können wir nicht beantworten. Jedenfalls aber hat sich in Bezug auf die der Armut Verfallenen ein Schichtwechsel vollzogen.

Die geistige Arbeit z. B. wird nicht mehr wie früher gewertet. Man ruft immer, wir müssen, um am Leben zu bleiben, produzieren. Darunter versteht man: Kohlen aus der Erde holen, Getreide und Kartoffeln bauen, in der Industrie, um sie auf der Höhe zu halten und für Absatz zu sorgen, alle Kräfte ausnutzen, kurz, eine rein materielle Gütererzeugung.

Wenn man nun auch nicht vergessen darf, daß eigentlich die geistige Arbeit, die sich in besonderer Weise der Natur, der Erforschung ihrer Gesetze, der zweckmäßigen Ausbeutung und Benutzung ihrer Schätze und Kräfte zugewandt, den Fortschritt der materiellen Kultur gefördert und ermöglicht hat, so tritt diese Erkenntnis doch in der großen materiellen Not, in der wir uns befinden, heute begreiflicher Weise zurück. „Von der Liebe," sagt das Sprüchwort, „kaucht der Schornstein nicht", und „primum vivere, deinde philosophare, zuerst leben und dann kommt erst das Philosophieren."

Tatsächlich hängt ja auch heute das Heil der Gesellschaft von dem ab, was die Hände schaffen. Produziert muß werden, was Geldwerte einbringt, damit wir die ungeheuern Forderungen der Entente zufrieden stellen und selber Brot kaufen können. Gelehrsamkeit und Bücherschreiben bringt uns aber da nicht weiter. Wenigstens haben bis heute die gelehrtesten Politiker und Finanzmänner uns keinen Schritt vorwärts gebracht. So sehen wir denn, daß heute studierte Leute zu Proletariern werden und vielfach ihren Beruf verlassen müssen, um mit gewöhnlicher Handarbeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Universität sprofessoren, deren Lehrtalent zu den größten Hoffnungen für die Wissenschaft berechtigte, verlassen ihren Lehrstuhl und nehmen eine Stelle in einem chemischen oder sonstigen Industriebetrieb an. Tüchtige Aerzte sind gezwungen, ihre Praxis aufzugeben, um einen Erwerbszweig zu suchen, wo sie, anstatt Rezepte zu schreiben, ein schweres Instrument in die Hand nehmen müssen, und statt des Aerztebestecks in der Tasche das in Löffel, Messer und Gabel bestehende Besteck in dem Lederkörbchen bergen, worin sie, wie andere Arbeiter, ihr Mittagessen zur Arbeitsstätte tragen. Und wie manche Geistliche möchten, wenn nicht die Würde ihres Standes und die Liebe zu den Seelen sie abhielt, zu Hacke und Spaten greifen, um ein Existenzminimum zu erreichen!

Die Verhältnisse von reich und arm, worüber man immer so viel geklagt, von hoch und niedrig, von Akademikern und Nichtakademikern sind heute verwischt und haben ihr Gegenständliches verloren. Der früher reiche Rentner beneidet heute nicht selten den gewöhnlichen, in der Packkammer beschäftigten Arbeiter, und der Hausbesitzer den Maurer, der jetzt die Stunde 300 Mark verdient.

Aber selbst bei denen, die heute viel verdienen, ist tatsächlich die Armut trotzdem noch groß, zum Teil allerdings aus einem Grunde, der nicht zu fein braucht. „Wenn der Arme Geld kriegt," sagt ein indisches Sprichwort, „geht er um Mitternacht mit dem Sonnenschirm aus." Wie viel mag wohl im armen deutschen Vaterland heute für Schnaps ausgegeben werden — in der Elektrischen sahen wir eben sieben Alkoholplakate — und bei diesen Ausgaben ist doch zumeist gerade die Arbeiterklasse in einem hohen Prozentsatz beteiligt. Wie viele Millionen werden in Zigaretten vertan, und wenn die Fabriken deren heute nicht genug herstellen können, so kommt das doch daher, weil das Zigarettenrauchen ein Bedürfnis der jugendlichen Massen geworden ist.

Wie groß muß aber erst die Armut werden, wenn der gewissenlose Pöbel auch noch anfängt mit dem zwecklosen Einschlagen von Schaufenstern und Zertrümmern von kostspieligen Ladeneinrichtungen, Millionenwerte zu vernichten und in wüsten Plünderungen die Lebensmittel wie Müllreste unter die Füße tritt. Der Geldwert ist gewiß gering, aber wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.

Man fährt heute in keiner Elektrischen, ohne von jungen, und dazu oft genug weiblichen, irgendwo auf einem Büro oder als Verkäuferinnen beschäftigten Fahrgästen zu hören, wie sie in einem Kaffee oder Weinlokal so und so viel Geldscheine kaput gemacht.

Wer sich darauf verlegen wollte, aus seiner eigenen Erfahrung Fälle zu sammeln, wo ein betrunkener Renommist einen Zwanzig- und Fünfzig-Markschein zerstampft und vernichtet, wie junge Ladenmädchen, um von einer Haltestelle bis zur zweitfolgenden zu kommen, die sie zu Fuß in 5 Minuten erreichen können, gleich 40 M. bezahlen, wie Mütter ganze Tüten feiner Konfitüren mit ihren naschhaften Kindern öffentlich vor allen Fahrgästen verzehren, wie am Samstag oder Sonntag abend Flaschen Wein bis zu 400 M. in den Restaurants auch von Leuten mit schwieligen Händen getrunken werden, der würde gar vieles in seine Mappe bekommen. Da schüttelt man nun doch den Kopf und fragt sich: „Hat denn wirklich heute auch die Armut selber das Verständnis für die Armut verloren?" Das ist eine böse Sache und läßt uns nichts Gutes für die Zukunft hoffen.

Dazu kommt noch ein schlimmes Uebel. Heute tritt für eine Menge Menschen, die zur Schieber- und Wucherzunft zählen, an Stelle des produktiven Selbstschaffens, die Sucht, auf Kosten anderer sich zu bereichern. Die Zeitungen sind voll von Millionendiebstählen auf der Eisenbahn, in Lagerstätten, in Fabriken und Läden.

Wenig oder nichts tun, und viel, ja alles genießen wollen, ist heute die Parole. Und das ist die nämliche, die das sinkende Rom gekannt, zugleich mit der anderen Losung in sittlicher Beziehung, die ebenso die der heutigen Zeit ist. „Verführen und sich verführen lassen, das ist die Welt."

Wo aber liegt eigentlich der tiefste Grund unseres Elendes? Diejenigen, welche wähnen, das wirtschaftliche Leben könne blühen ohne tiefe religiös-sittliche Bildung eines Volkes, kennen